

GAIL HONEYMAN



ICH,
ELEANOR
OLIPHANT

ROMAN

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Zitate

Widmung

GUTE TAGE

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

SCHLECHTE TAGE

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

BESSERE TAGE

41

DANKSAGUNGEN

Über das Buch

Eleanor Oliphant ist anders als andere Menschen. Auf Äußerlichkeiten legt sie wenig Wert, erledigt seit Jahren klaglos einen einfachen Verwaltungsjob und verbringt ihre Freizeit grundsätzlich allein. Ein Leben ohne soziale Kontakte oder nennenswerte Höhepunkte – Eleanor kennt es nicht anders. Doch das ändert sich schlagartig, als Eleanor sich verliebt. Veränderungen müssen her! Nur wie? Der neue Kollege Raymond erweist sich als unerwartete Hilfe ... und plötzlich findet sich Eleanor mittendrin im Leben.

Über die Autorin

Gail Honeyman lebt und arbeitet in Glasgow. Sie bekam bereits mehrere Preise für ihr Schreiben. *Ich, Eleanor Oliphant* ist ihr erster Roman.

GAIL HONEYMAN

ICH,
ELEANOR
OLIPHANT

ROMAN

Übersetzt aus dem Englischen von
Alexandra Kranefeld

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Titel der englischen Originalausgabe:
»Eleanor Oliphant is Completely Fine«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2017 by Gail Honeyman

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Der Abdruck des Gedichts: »Wild Nights« von Emily Dickinson,
übersetzt von Gunhild Kübler, geschieht mit freundlicher
Genehmigung der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG.
Zitiert wurde nach folgender Ausgabe:
Emily Dickinson, *Sämtliche Gedichte*,
übers. u. hg. Gunhild Kübler, München 2015.
Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de
Umschlagmotiv: © getty-images/Neil Webb
eBook-Erstellung: Olders DTP.company, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-3969-7

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

[...] das Bezeichnende an Einsamkeit ist der starke Wunsch, einen Ausweg aus diesem Erleben zu finden, was sich indes nicht durch schiere Willensanstrengung erreichen lässt oder dadurch, ›mehr unter Leute zu gehen‹, sondern einzig durch die Entwicklung tiefer zwischenmenschlicher Bindungen. Doch fällt genau das gerade jenen Menschen schwer, deren Einsamkeit von Verlust, Vertreibung oder Ausgrenzung herrührt, Menschen also, die allen Grund haben, der Gesellschaft anderer zu misstrauen oder sie zu fürchten und sich gleichwohl danach sehnen.

[...] umso einsamer Menschen werden, desto schlechter finden sie sich im sozialen Gefüge zurecht, was wiederum ihre Einsamkeit verstärkt. Einsamkeit lagert sich an ihnen ab wie ein Sediment, umgibt sie wie eine Hülle, ein Schutzschild, der jeden Kontakt verhindert, so sehr dieser im Grunde gewünscht wird. Einsamkeit nährt sich aus sich selbst, mehrt und dehnt sich ins Unendliche. Hat sie einmal Besitz von einem Menschen ergriffen, lässt sie sich nur noch schwer abschütteln.

Olivia Laing, *The Lonely City*

Für meine Familie



GUTE TAGE



1

Wenn ich gefragt werde – von Taxifahrern, beim Zahnarzt –, was ich so mache, antworte ich immer, dass ich im Büro arbeite. In fast neun Jahren ist noch niemand auf die Idee gekommen, sich danach zu erkundigen, welche Art von Büro oder was genau ich dort mache. Vielleicht liegt es ja daran, dass ich der Vorstellung, die man sich von einer Büroangestellten macht, so exakt entspreche. Oder vielleicht hat auch jeder sofort ein Bild im Kopf, wenn er »arbeitet im Büro« hört: Frauen am Kopierer. Männer am Computer. Klingelnde Telefone. Wer weiß. Aber ich will mich nicht beklagen. Nach anfänglichen Versuchen habe ich es längst aufgegeben, andere in die Finessen der Debitorenbuchhaltung einzuweißen. Als ich frisch dort angefangen hatte, habe ich auf die Frage, was ich so mache, immer erwidert, dass ich in einer Grafikdesign-Agentur arbeite, und wurde dann sofort für eine Kreative gehalten. Irgendwann war ich es schließlich leid, mir anschauen zu müssen, wie lebhaftes Interesse und freudige Überraschung meines Gegenübers unverhohlener Langweile wichen, wenn ich erklärte, dass ich ausschließlich im Büro arbeitete und nicht mal in die Nähe von Zeichenstiften und Grafikprogrammen käme.

Ich bin jetzt bald dreißig Jahre alt und habe mit einundzwanzig hier angefangen. Kurz nach der Gründung der Agentur hat Bob, mein Chef, mich eingestellt. Wahrscheinlich tat ich ihm leid. Ich hatte einen Abschluss

in Altphilologie und keine nennenswerte Berufserfahrung, zum Vorstellungsgespräch kam ich mit einem blauen Auge, zwei fehlenden Vorderzähnen und einem gebrochenen Arm in Gips. Möglich auch, dass er sich bereits damals dachte, dass jemand wie ich unmöglich Ambitionen haben könnte, die über einen mäßig bezahlten Bürojob hinausgingen. Ich wäre so froh, die Stelle zu haben, dass ich bestimmt nicht kündigen und ihm so die Mühe ersparen würde, sich nach einem Nachfolger umzusehen. Vielleicht ahnte er auch, dass ich meinen Jahresurlaub verfallen lassen, niemals in Flitterwochen fahren oder Elternzeit nehmen würde. Vielleicht. Ich weiß es nicht.

In der Agentur herrscht ein einfaches Zweiklassensystem: Die Kreativen sind die Stars, wir anderen die Statisten. Wer in welche Kategorie fällt, ist auf den ersten Blick ersichtlich, was aber, wie man fairerweise sagen muss, nicht zuletzt auch eine Frage des Gehalts, sprich des schnöden Mammons ist. Uns im Büro bleibt von unserem knappen Lohn nicht viel übrig für modische Kurzhaarschnitte oder trendige Designerbrillen. Unter den Kreativen hingegen gibt es gewisse Marken, Stile, Labels, die unhinterfragt zu bevorzugen sind; Normen, denen sie, obwohl sie sich alle als individuelle und kreative Freigeister verstanden wissen wollen, ausnahmslos entsprechen. Wie eine alberne Uniform.

Aber was interessieren mich die Kreativen, was interessiert mich Grafikdesign. Ich bin Buchhalterin. Im Grunde ist es egal, worüber ich die Rechnungen ausstelle. Güter, Waren, Dienstleistungen. Wir könnten ebenso gut Waffen liefern, Rohypnol oder Kokosnüsse.

Ich arbeite von Montag bis Freitag, fange morgens um 8.30 Uhr an und nehme eine Stunde Mittagspause. Am Anfang habe ich mir belegte Brote von zu Hause mitgebracht, aber die Vorräte verdarben immer, ehe ich sie aufbrauchen konnte, weshalb ich dazu übergegangen bin,

mir mittags ein Sandwich zu kaufen. Freitags erledige ich nach der Arbeit meinen Wochenendeinkauf bei *Marks and Spencer*, mittags sitze ich mit meinem Sandwich im Pausenraum, lese die Zeitung von der ersten bis zur letzten Seite und löse die Kreuzworträtsel. Meist nehme ich den *Daily Telegraph*, was sich weniger aus einer besonderen Vorliebe erklärt als daraus, dass keine andere Zeitung bessere Um-die-Ecke-gedacht-Rätsel bietet als der *Telegraph*. Bis ich mein Sandwich gekauft, die Zeitung gelesen und beide Kreuzworträtsel gelöst habe, ist die Stunde fast um, ohne dass ich mich mit jemandem unterhalten musste. Ich kehre an meinen Schreibtisch zurück und arbeite weiter bis 17.30 Uhr. Die Fahrt mit dem Bus nach Hause dauert circa eine halbe Stunde.

Zu Hause bereite ich mein Abendessen zu und höre dabei die jeweils aktuelle Folge der *Archers* im Radio an. Meist mache ich Pasta mit Pesto und Salat. Ein Topf, ein Teller, ganz einfach. Meine Kindheit war voller kulinarischer Widersprüche, und es gab Zeiten, da auch ich Tafelfreuden wie frische Meeresfrüchte und in Folie gegarten Fisch mit marktfrischem Gemüse genossen habe. Aber nach gründlicher Abwägung aller politischen, soziologischen und ökonomischen Aspekte der Tischkultur bin ich zu dem Schluss gelangt, dass Essen für mich nicht oberste Priorität hat. Mittlerweile tendiere ich zu Nahrungsmitteln, die gut, günstig, leicht verfügbar und einfach zuzubereiten sind, einen aber dennoch mit allen lebensnotwendigen Nährstoffen versorgen.

Nach dem Abwasch lese ich ein Buch oder sehe fern, wenn der *Telegraph* an diesem Tag eine bestimmte Sendung empfohlen hat. Mittwochabends spreche ich meistens (eigentlich immer) noch ein Viertelstündchen mit Mummy. Gegen zehn gehe ich zu Bett, lese noch eine halbe Stunde, dann mache ich das Licht aus und schlafe in der Regel sofort ein. Schlafprobleme habe ich nur selten.

Freitags nehme ich nach der Arbeit nicht sofort den Bus, sondern gehe in den Supermarkt gleich um die Ecke von der Agentur, kaufe mir eine Pizza Margherita, einen Chianti und zwei Flaschen Wodka. Zu Hause esse ich dann die Pizza und trinke den Wein, danach noch ein bisschen Wodka, wobei ich freitags nie viel brauche. Ein paar Schlucke genügen. Meistens wache ich dann so gegen drei Uhr morgens auf dem Sofa auf und schleppe mich ins Bett. Den Rest des Wodkas trinke ich sehr gleichmäßig über das Wochenende verteilt, sodass ich nie ganz nüchtern, aber auch nicht betrunken bin. Bis Montag ist es lange hin.

Mein Telefon klingelt nur selten – und wenn doch, ist es so ungewohnt, dass ich vor Schreck zusammenfahre. In der Regel ist es nur ein Marktforschungsinstitut oder jemand, der irgendetwas verkaufen will. »Ich weiß, wo Sie wohnen«, flüstere ich dann in den Hörer und lege ganz behutsam, fast lautlos auf. Außer dem Mann, der den Zählerstand abliest, lasse ich im Grunde niemand freiwillig in meine Wohnung. Sie denken, das sei unmöglich? Nein, ist es nicht. Es ist wahr. Und doch lebe ich, oder? Ich existiere, auch wenn es sich oft so anfühlt, als wäre ich gar nicht da, als wäre ich nur eine Ausgeburt meiner Fantasie. An manchen Tagen fühle ich mich so leicht, fast schwerelos, als würde ich nur von spinnwebdünnen Fäden auf dem Boden der Realität gehalten. Ein starker Windstoß, und ich stöbe davon, entwurzelt, wie die federleichten Schirmchen einer Pusteblume.

Unter der Woche sind die Fäden etwas stärker und der Boden unter meinen Füßen fester. Telefonisch verhandle ich Budgetvorgaben und Kreditrahmen, ich verschicke E-Mails mit Verträgen und Kostenvoranschlägen an unsere Kunden. Die Kollegen, mit denen ich mir das Büro teile – Janey, Loretta, Bernadette und Billy – würden merken, wenn ich nicht an meinem Schreibtisch säße. Nach ein paar Tagen (nach wie vielen wohl?) würden sie sich vermutlich Sorgen machen, weil ich ohne Krankmeldung

fehlte, ganz und gar nicht typisch für mich, und würden meine Anschrift aus der Personalakte heraussuchen. Und dann? Würden sie die Polizei rufen? Würden Uniformierte meine Wohnungstür aufbrechen? Würden sie mich dort finden, nach ein paar Tagen nicht mehr taufrisch, und sich wegen des Gestanks Mund und Nase bedecken? Da hätten sie im Büro aber was zu reden! Meine Kollegen mögen mich nicht, das weiß ich, aber meinen Tod würden sie sich dann doch nicht wünschen. Zumindest glaube ich das.

*

Gestern früh war ich beim Arzt. Ich kam zu dem jungen Doktor, dem blassen mit den roten Haaren, worüber ich froh war. Je jünger, desto frischer ihr Wissen, so sollte man meinen, und das kann doch nur gut sein. Ich ärgere mich jedes Mal, wenn ich stattdessen zu Dr. Wilson geschickt werde. Ich würde sie auf sechzig schätzen und kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie noch mit dem aktuellen Forschungsstand vertraut und über alle neuen Medikamente und Behandlungsmethoden auf dem Laufenden ist. Sie kommt ja kaum mit ihrem Computer zurecht.

Der junge Doktor schaut einen dafür kaum an. Während er mit mir redete, las er sich die Patientendaten am Bildschirm durch und schlug die Eingabetaste mit zunehmender Heftigkeit an, je weiter er nach unten scrollte.

»Was kann ich denn diesmal für Sie tun, Miss Oliphant?«

»Der Rücken, Herr Doktor«, sagte ich. »Ich komme fast um vor Schmerzen.«

Nicht mal jetzt schaute er mich an. »Wie lange haben Sie die Beschwerden schon?«

»Ein paar Wochen.«

Er nickte und starrte weiter auf den Bildschirm.

»Ich meine aber zu wissen, was die Ursache für meine Rückenbeschwerden ist«, sagte ich, »ich wollte nur noch Ihre Meinung dazu hören.«

Endlich hörte er auf zu lesen und sah mich an. »Und was ist Ihrer Ansicht nach die Ursache für Ihre Rückenbeschwerden, Miss Oliphant?«

»Meine Brüste, Herr Doktor«, sagte ich.

»Ihre Brüste?«

»Ja«, sagte ich, »ganz genau. Ich habe sie kürzlich mal gewogen und kam auf fast drei Kilo – beide zusammengerechnet natürlich, nicht jede für sich!« Ich lachte. »Wenn man Ihnen drei Kilo zusätzliche Fleischmasse vor die Brust schnallen würde und Sie den ganzen Tag damit herumlaufen müssten, täte Ihnen vermutlich auch der Rücken weh, oder?«

Eine Weile sah er mich nur an, dann räusperte er sich.

»Wie ... ich meine, wie haben Sie ...?«

»Auf der Küchenwaage«, sagte ich. »Ich habe sie einfach draufgelegt. Allerdings nicht beide. Ich habe nur eine gewogen und bin davon ausgegangen, dass beide ungefähr dasselbe Gewicht haben. Von der Methode her nicht ganz wissenschaftlich, ich weiß, aber ...«

»Ich verschreibe Ihnen noch mal was gegen die Schmerzen, Miss Oliphant«, fiel er mir ins Wort und begann zu tippen.

»Danke, Herr Doktor, aber diesmal gern etwas Stärkeres«, sagte ich, »und bitte nicht zu knapp.« Ein paar Mal war ich schon mit Aspirin abgespeist worden. Aber ich brauchte etwas, das wirkte. Für alle Fälle.

»Könnten Sie wohl auch noch ein neues Rezept für das Mittel gegen mein Hautekzem ausstellen? Bei erhöhtem Stress oder anderweitiger Stimulation blüht es förmlich auf.«

Er fand meine höfliche, wohlformulierte Frage keiner Erwiderung würdig und nickte nur. Bis der Drucker die Rezepte ausspuckte, sagte keiner von uns beiden mehr ein

Wort. Er händigte mir die beiden Zettel aus, wandte sich wieder dem Bildschirm zu und schrieb flott weiter. Unbehagliches Schweigen herrschte, unterbrochen nur vom Klackern der Tastatur. Hatte er mich vergessen? Sollte ich einfach aufstehen und gehen? Für jemanden, der einen so am Menschen orientierten Beruf hatte wie er, war seine Sozialkompetenz geradezu unterirdisch.

»Dann auf Wiedersehen, Herr Doktor«, sagte ich schließlich, »und recht vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben.« Vermutlich entging ihm der Sarkasmus meiner Bemerkung, denn wieder nickte er nur und schaute nicht auf. Das ist der einzige Nachteil bei diesen jungen Ärzten: Sie können einfach nicht mit Menschen umgehen, mit Kranken schon gar nicht.

War das wirklich erst gestern? Gestern, in einem anderen Leben. Heute, am Tag danach, saß ich mit meiner Tasche auf dem Schoß im Bus, der trotz des morgendlichen Berufsverkehrs zügig vorankam. Es regnete, und das Wetter schien jedem außer mir aufs Gemüt zu schlagen. Die anderen Passagiere verkrochen sich in ihren durchgeweichten Regenmänteln, ließen mit ihrem sauren Atem die Fenster beschlagen. Seltsam, dachte ich und schaute hinaus. Mich funkelte das Leben heute aus jedem einzelnen Regentropfen an, der sich zitternd an die Scheibe klammerte, ja, es stieg gar als hoffnungsvoller Hauch aus dem Dunst nasser Kleider auf, legte sich schimmernd darüber.

Stets habe ich den allergrößten Wert darauf gelegt, allein zurechtzukommen. Ich bin eine Einzelkämpferin, die letzte Überlebende. Ich bin Eleanor Oliphant. Ich brauche niemanden sonst. Es gibt keine große Leere in meinem Leben, kein fehlendes Puzzleteil, das mich vervollständigen würde. Ich bin mir selbst genug, ein kleines Elementarteilchen. Das habe ich mir zumindest immer

eingeredet. Bis gestern Abend, als ich der Liebe meines Lebens begegnet bin.

In dem Moment, in dem ich ihn gestern Abend auf die Bühne kommen sah, wusste ich es. Ich *wusste* es einfach. Er hatte einen ziemlich eleganten Hut auf, aber das war es nicht, was mich zu ihm hinzog. So oberflächlich bin ich nicht. Nein, er trug einen dreiteiligen Anzug - *und den untersten Westenknopf offen!* Daran erkennst du den wahren Gentleman, hat Mummy immer gesagt. Ein echter Gentleman schließt nie den untersten Knopf seiner Weste. Das sei eines der ersten Dinge, auf die man achten sollte, ein untrügliches Indiz dafür, dass man es mit einem kultivierten Mann aus den richtigen Kreisen zu tun habe. Dazu sein schönes, markantes Gesicht, seine Stimme ... oh ja, da war er, endlich, ein Mann, den man mit einer gewissen Zuversicht als »Heiratsmaterial« bezeichnen konnte.

Mummy wäre so stolz auf mich.



2

Als ich im Büro eintraf, herrschte trotz des Wetters diese für Freitag typische Stimmung. Als hätten sich alle zu der Lüge verschworen, dass das Wochenende ganz wunderbar würde und selbst die Arbeit in der kommenden Woche *anders* wäre, nämlich *besser*. Manche lernen es nie. Für mich hingegen hatte sich tatsächlich etwas geändert. Obwohl ich die Nacht zuvor nur wenig geschlafen hatte, fühlte ich mich gut, besser, am besten. Weder das Wetter noch das drohende Wochenende konnten mir etwas anhaben. Es heißt ja, dass man es instinktiv wisse, wenn man ihm, dem einen, dem Richtigen begegnet. Dem konnte ich nur zustimmen. Alles passte perfekt, und selbst die Tatsache, dass unsere Wege sich an einem Donnerstagabend gekreuzt hatten, schien mir eine Fügung des Schicksals, lag doch nun das Wochenende ungewohnt einladend vor mir. Zwei Tage voller Möglichkeiten und Verheißungen!

Einer der Grafiker hatte heute Projektabschluss, und wie immer würde der Anlass bei einem kleinen Umtrunk mit billigem Wein und teurem Bier begangen werden. Ich konnte nur hoffen, dass er zeitig anfing, damit ich mich kurz zeigen und dennoch pünktlich Feierabend machen konnte. Schließlich musste ich unbedingt noch etwas erledigen, ehe die Läden zumachten. Notfalls würde ich mich bei Bob damit entschuldigen, dass ich krank sei, aber so weit würde es hoffentlich nicht kommen.

Ich stieß die Tür zum Büro auf, und obwohl ich, wie immer, meine dunkelblaue Weste trug, ließ die klimatisierte Luft mich frösteln. Billy stand mit dem Rücken zu mir und hielt mal wieder Hof, die anderen hingen derart an seinen Lippen, dass sie mein Kommen nicht einmal bemerkten.

»Die ist echt übergeschnappt«, sagte Billy gerade.

»Klar ist sie komisch«, sagte Janey, »das wussten wir doch von Anfang an. Was war's denn diesmal?«

Billy schnaubte. »Ihr erinnert euch, dass sie bei der Tombola zwei Karten gewonnen und mich gefragt hat, ob ich mit ihr zu diesem blöden Benefizkonzert gehe?«

Janey stöhnte. »Oh je, die Tombola. Für Bob ja immer *die* Gelegenheit des Jahres, seine ollen Kundengeschenke loszuwerden. Erster Preis zwei Freikarten, zweiter Preis vier Freikarten ...«

»Genau«, seufzte Billy. »Und für mich die Arschkarte. Ein Donnerstagabend im Pub mit dem Marketingteam unseres wichtigsten Kunden. Damit ich mir in aller Ruhe anschauen kann, wie die Typen sich mit irgendwelchen Kumpels auf der Bühne blamieren. Dabei bloß nicht *zu* offensichtlich fremschämen, weil ja wichtiger Kunde – und obendrauf noch *sie!* Besten Dank, ich bin für die nächsten drei Jahre bedient.«

Alle lachten.

In gewisser Weise musste ich ihm sogar recht geben. Es war nicht gerade eine glamouröse Abendvergnügung im Stile des Großen Gatsby gewesen.

»Gleich am Anfang hat eine Band gespielt«, fuhr er fort, »Johnnie irgendwas und die Pilgrim Pioneers, die waren gar nicht mal so übel, die Jungs. Haben ein paar eigene Sachen gespielt und ein, zwei echt gute Coverversionen ...«

»Oh, Johnnie Lomond, den kenne ich!«, rief Bernadette dazwischen. »Der war in der Schule im selben Jahrgang wie mein Bruder. Einmal, da waren Mum und Dad auf Teneriffa, haben er und ein paar Kumpels von meinem Bruder bei uns Party gemacht. Am Ende hat er das

Waschbecken im Bad vollgekotzt, wenn ich mich recht erinnere ...«

Ich wandte mich ab und versuchte wegzuhören; an seinen jugendlichen Verfehlungen war ich nicht interessiert.

»Na, jedenfalls«, redete Billy weiter, der es gar nicht mochte unterbrochen zu werden, »ratet mal, wer's schrecklich fand? Bingo. Ihr hättet sehen sollen, wie die plötzlich dasaß, wie erstarrt, hat sich nicht mehr gerührt, nicht geklatscht, nichts. Völlig weggetreten. Und als die Jungs fertig waren, hat sie nur gemeint, sie müsste jetzt nach Hause. Ist nicht mal bis zur Pause geblieben, und ich saß dann da, wie so'n armes, einsames Schwein, das keine Freunde hat.«

»Schlimm, schlimm!«, krähte Loretta und stubste ihn an. »Dabei hattest du dich doch schon so gefreut, mit ihr noch was trinken und ein bisschen tanzen zu gehen.«

»Ha, ha, sehr witzig, Loretta. Die war weg wie der Blitz, saß wahrscheinlich schon mit 'nem Kakao und dem *Reader's Digest* im Bett, bevor der Abend überhaupt losging.«

»*Reader's Digest* passt nicht zu ihr«, meinte Janey. »Das müsste schon was Spezielleres sein – so was wie *Alles für den Angler*. Oder *Campen & Caravan*.«

»*Horse & Hound* – im Abo«, sagte Billy, was allgemeine Erheiterung auslöste.

Darüber musste sogar ich lachen.

Nie im Leben hätte ich erwartet, dass es gestern Abend geschehen würde. Wahrscheinlich hat es mich deswegen umso schlimmer erwischt. Ich plane die Dinge gerne im Voraus, bin gut vorbereitet und stets organisiert. Das jedoch kam völlig unerwartet. Wie ein Schlag aus heiterem Himmel.

Ich hatte Billy eigentlich nur deshalb gebeten, mich zu dem Konzert zu begleiten, weil er der jüngste meiner

Kollegen ist und ich mir dachte, dass ihm die Musik gefallen würde. Natürlich war mir nicht entgangen, wie sehr die anderen ihn deswegen verspottet hatten, als sie dachten, ich sei schon in Mittag gegangen. Aber sei's drum, das bin ich längst gewohnt. Mir selbst sagte keine der Bands etwas, und im Grunde interessierte mich das Konzert überhaupt nicht. Ich ging aus reinem Pflichtgefühl, weil ich die Karten bei der Tombola gewonnen hatte und wusste, dass irgendjemand aus der Agentur mich bestimmt danach fragen würde, wie es gewesen war.

Was tut man nicht alles. Und so war ich hingegangen, hatte sauren, viel zu warmen Weißwein getrunken, der nach den Plastikbechern schmeckte, in denen er ausgeschenkt wurde. Die mussten ihre Kunden wirklich für Barbaren halten! Billy hatte darauf bestanden, uns eine Runde auszugeben, um sich bei mir für die Einladung zu revanchieren, selbst wenn ihm klar gewesen sein dürfte, dass es keine Verabredung im eigentlichen Sinne war. Allein der Gedanke war lächerlich.

Dann, endlich, waren die Lichter ausgegangen und wir brauchten keinen Smalltalk mehr zu machen. Billy hatte sich die Vorgruppen gar nicht anschauen wollen, aber ich bestand darauf. Konnte man denn wissen, was einem sonst entging? Vielleicht verpasste man ja einen kommenden Star. Und dann kam *er*. Es war wie eine Offenbarung. Ich konnte kaum den Blick von ihm wenden. Seine Schönheit, seine Strahlkraft, dieses Charisma! Ich war wie gebannt. Er ließ die Bühne erbeben, er war Licht, er war Feuer. Seine bloße Berührung würde alles verändern. Ich rutschte auf meinem Sitz vor bis an die Kante, um ihm so nah zu sein wie möglich. Endlich. Endlich hatte ich ihn gefunden.

Nachdem das Schicksal meinem Leben eine so unerwartete und unwiderrufliche Wendung gegeben hatte, wollte ich noch etwas mehr nachhelfen. Ich beschloss, alles über ihn herauszufinden, denn ich musste mehr über ihn wissen,

meinen Sänger, die Antwort, vielleicht, auf all meine Fragen. Bevor ich mich den Monatsbilanzen widmete, wollte ich mich daher mithilfe einer Internetrecherche informieren, was mich ein Computer kosten würde. Vermutlich hätte ich auch am Wochenende in die Agentur kommen und dort einen der Rechner benutzen können, doch das Risiko, dass dann gerade jemand hier wäre – die Kreativen arbeiteten zu den unmöglichsten Zeiten –, sich über meine Anwesenheit wunderte, gar Fragen stellte, wollte ich nicht eingehen. Zwar verstieße ich genau genommen nicht gegen irgendwelche innerbetrieblichen Regeln, aber letztlich war, was ich zu erledigen hatte, Privatsache und ging niemanden etwas an. Und wie sollte ich Bob erklären, dass ich jetzt sogar am Wochenende arbeitete und der Stapel zu bearbeitender Rechnungen dennoch nicht kleiner wurde? Zu Hause könnte ich zudem noch nebenher etwas erledigen und zu tun hatte ich jetzt so viel. Rezepte ausprobieren zum Beispiel. Ich könnte ein Menü für unser erstes Dinner Date zusammenstellen und es einmal nur zur Probe kochen, um für den Ernstfall gewappnet zu sein. Vor Jahren hat Mummy mir mal erklärt, dass Männer ganz verrückt seien nach Würstchen im Schlafrock. Liebe gehe durch den Magen, hat sie behauptet, und das Herz eines Mannes erobere man garantiert mit selbst gemachten Würstchen im Schlafrock: knusprig heißer Blätterteig, beste Qualitätswürstchen. Ich habe mir seit Jahren nur Nudeln und Pizza zubereitet. Würstchen im Schlafrock habe ich noch nie gemacht. Aber so schwer konnte es wohl kaum sein, oder?

Ich schaltete den Computer an und gab mein Passwort ein, aber noch während der Eingabe froh der Bildschirm ein. Ich schaltete den Computer aus und wieder ein, und jetzt kam ich nicht mal mehr bis zur Passworteingabe. Wie ärgerlich. Vergeblich versuchte ich, jemand bei der IT zu erreichen, niemand nahm ab. Wohl oder übel wandte ich mich an Loretta, unsere Bürokoordinatorin. Für meinen

Geschmack bildet sie sich etwas zu viel auf ihre organisatorischen Fähigkeiten ein und stellt in ihrer Freizeit zudem Schmuck aus Kronkorken her, den ihr tatsächlich irgendwelche Idioten abkaufen. Unglaublich. Ich sagte ihr, dass mein Computer streike und ich leider, leider Danny von der IT nicht erreichen könne.

»Danny ist nicht mehr bei uns, Eleanor«, sagte sie ohne vom Bildschirm aufzuschauen. »Sein Nachfolger heißt Raymond Gibbons, er hat letzten Monat angefangen.« Sie sagte es so, als hätte ich das wissen müssen. Noch immer ohne mich anzusehen, schrieb sie seinen Namen und seine Durchwahl auf ein Post-it und gab es mir.

»Ganz herzlichen Dank, das war wie immer sehr hilfreich, Loretta«, sagte ich, auch wenn mein Sarkasmus erwartungsgemäß völlig an ihr vorbeiging.

Ich kehrte zurück an meinen Schreibtisch und wählte die Nummer, erreichte aber nur den Anrufbeantworter. Die Ansage lautete (und ich übertreibe nicht): »Hi, Raymond hier – und doch nicht hier. Wie Schrödingers Katze. Nachrichten bitte nach dem Ton. Danke und Ende.«

Ungläubig schüttelte ich den Kopf und sprach dann sehr langsam und deutlich auf die Mailbox.

»Guten Morgen, Mr Gibbons. Hier spricht Miss Oliphant aus der Buchhaltung. Mein Computer hat soeben aus mir unerfindlichen Gründen den Dienst verweigert, und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie heute noch die Zeit finden könnten, ihn zu reparieren. Sollten Sie weitere Informationen benötigen, erreichen Sie mich unter der Durchwahl fünf-drei-fünf. Haben Sie recht herzlichen Dank im Voraus.«

Es stand zu hoffen, dass meine vorbildliche Nachricht ihm ein gutes Beispiel geben würde. Ich wartete zehn Minuten, räumte unterdessen meinen Schreibtisch auf, aber er rief nicht zurück. Nach zwei weiteren Stunden Ablage, während derer ich noch immer keine Rückmeldung von Mr Gibbons erhalten hatte, beschloss ich, sehr zeitig

Mittag zu machen. Nach dem gestrigen Abend war mir der Gedanke gekommen, dass es gewiss nicht schaden könnte, vor einem möglichen Treffen mit meinem Musiker einige Veränderungen an mir vorzunehmen. Sollte ich mein Selbstoptimierungs-Programm innen beginnen und mich nach außen vorarbeiten oder sollte ich zunächst die äußerlichen Veränderungen in Angriff nehmen? Sämtliche mein Äußeres betreffende Punkte war ich auf der Fahrt zur Arbeit im Geiste durchgegangen: Haare (Kopf *und* Körper), Nägel (Finger *und* Zehen), Augenbrauen, Cellulitis, Zähne. Nicht zu vergessen meine Narben ... All das wollte optimiert, gestrafft, verschönert werden. Am Ende beschloss ich, den Prozess von außen nach innen in Gang zu setzen und mir ein Beispiel an der Natur zu nehmen. Verpuppung, Häutung, Schlüpfen. Säugetiere, Vögel und Insekten können einem so nützliche Einsichten liefern. Immer wenn ich mir nicht sicher bin, wie ich mich in einer bestimmten Situation verhalten soll, frage ich mich einfach: »Was würde ein Wiesel tun?« oder »Wie würde ein Salamander auf diesen Sachverhalt reagieren?« Früher oder später finde ich auf diese Weise stets zur richtigen Antwort.

Auf dem Weg zur Arbeit komme ich jeden Tag an einem Kosmetikstudio namens *Julie's Beauty Basket* vorbei. Wie mein Glück es wollte, hatte gerade jemand abgesagt, sodass über Mittag ein Termin frei geworden war. Die Behandlung würde zwanzig Minuten dauern, von Kayla durchgeführt werden und fünfundvierzig Pfund kosten. Fünfundvierzig Pfund! Aber, sagte ich mir nach dem ersten Schreck, das war er mir wert. Kayla und ihre Kolleginnen trugen weiße Clogs, weiße Hosen und weiße Oberteile, die an Arztkittel erinnerten. Letztere gaben dem Ganzen ein beinah klinisches Ambiente, das ich sehr zu schätzen wusste. Kayla führte mich eine Treppe hinunter zu einer klaustrophobisch kleinen Kammer, in der gerade genug

Platz war für die Behandlungsliege, einen Tisch und einen Stuhl.

»So, da wären wir«, sagte sie munter. »Sie können sich schon mal unten herum frei machen und es sich auf der Liege gemütlich machen. Wenn Sie möchten, können Sie solange das hier anziehen.« Sie legte ein kleines Päckchen auf die Liege. »Oder Sie decken sich einfach mit dem Handtuch zu. Ich bin dann in ein paar Minuten wieder bei Ihnen.«

Ich nickte. Auf was hatte ich mich da eingelassen?

Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, zog ich Schuhe und Hose aus. Sollte ich meine Socken anlassen? Nach gründlicher Abwägung aller Vor- und Nachteile entschied ich mich dafür, sie anzulassen. Ich zog meine Unterhose aus und überlegte, wohin jetzt damit. Sollte ich sie einfach über den Stuhl hängen, so wie meine Hose auch? Der Gedanke, meine Unterwäsche derart zur Schau zu stellen, behagte mir nicht, und so faltete ich sie zusammen und steckte sie in meine große Umhängetasche. Da ich mich nun doch recht entblößt fühlte, griff ich nach dem kleinen Päckchen auf der Liege, öffnete es und zog eine winzig kleine schwarze Unterhose heraus, eine Unterhose in der Art, wie man sie bei Marks & Spencer als »Tanga« verkauft, nur dass dieses Modell aus einem ähnlichen Material wie Teebeutel gefertigt zu sein schien. Kopfschüttelnd stieg ich hinein und zog das Höschen vorsichtig hoch, damit es nicht riss. Es war viel zu klein, sodass mein Bauch und meine Hüften sich darüberwölbten.

Die Liege war recht hoch, doch glücklicherweise gab es einen kleinen Plastiktritt, der einem beim Aufstieg behilflich war. Ich setzte mich, streckte mich dann lang aus und versuchte, es mir gemütlich zu machen, was jedoch nicht ganz einfach war. Die Liege war mit einem schwarzen Handtuch ausgelegt, welches wiederum von diesem kratzigen hellblauen Papier bedeckt war, wie man es aus Arztpraxen kennt. Zu meinen Füßen lag ein weiteres, fein

säuberlich zusammengefaltetes schwarzes Handtuch. Ich setzte mich noch einmal auf und zog es mir bis zur Taille hoch, um mich zu bedecken. Die Farbe der Handtücher beunruhigte mich etwas. Welche hygienischen Mängel versuchte man mit diesem Schwarz zu verbergen? Ich schaute zur Decke hinauf und zählte die Deckenspots, dann blickte ich mich in der kleinen Kammer um. Trotz des gedimmten Lichts entdeckte ich ein paar Schrammen an den hellen Wänden. Es klopfte, und Kayla rauschte herein, voll der heiteren Betriebsamkeit.

»So, da wären wir«, sagte sie in genau demselben Ton wie vorhin, »was sollen wir denn heute machen?«

»Einmal die Bikinizone bitte, genau wie ich es gesagt habe.«

Sie lachte. »Ja klar, sorry, ich meinte natürlich, *welchen Stil* hätten Sie denn gern?«

»Welchen Stil?«, fragte ich verwundert.

»Oder welche Form?«, sagte sie, nun schon leicht schnippisch, wie ich fand. Als sie meine entgeisterte Miene sah, begann sie an den Fingern abzuzählen. »Also, wir haben Brazilian Hollywood, Brazilian Landing Strip, Brazilian Triangle und Brazilian Special.«

Ganz schön brasilianisch hier, dachte ich und ging alle Worte im Geiste noch einmal durch – immer wieder, so wie ich es auch beim Lösen von Kreuzworträtseln mache, bis die Buchstaben ganz von selbst das richtige Muster ergeben.

»Brazilian Hollywood«, sagte ich schließlich.

»Hollywood, das klingt doch gut.«

Ohne auf meinen zugegebenermaßen nicht ganz reinen Reim einzugehen, schritt Kayla zur Tat und hob das Handtuch hoch. »Oh«, sagte sie. »Okay.« Sie ging zu dem kleinen Tisch, zog eine Schublade auf und nahm etwas heraus. »Vorher Schneiden kostet aber noch mal zwei Pfund extra«, sagte sie streng und streifte sich ein Paar Einmalhandschuhe über.

Während die Haarschneidemaschine summend ihre Arbeit tat, schaute ich zur Decke hinauf. Es tat überhaupt nicht weh! Als Kayla fertig war, fegte sie die abrasiierten Haare mit einer breiten Bürste weg und ließ sie achtlos auf den Boden fallen. Panik stieg in mir auf. Beim Hereinkommen hatte ich überhaupt nicht auf den Boden geachtet! Was, wenn sie dasselbe auch bei anderen Kunden getan hatte? Hatte ich deren Schamhaare jetzt etwa an den Sohlen meiner gepunkteten Socken kleben? Bei der Vorstellung stieg leichte Übelkeit in mir auf.

»So, schon viel besser«, fand Kayla. »Ich versuche es so kurz und schmerzlos wie möglich zu machen. Danach bitte die nächsten zwölf Stunden keine parfümierten Lotionen da unten verwenden, okay?« Sie rührte in dem Wachs, das sie am Tisch auf einer Wärmeplatte erhitzte.

»Keine Sorge, Kayla«, versicherte ich ihr. »Ich bin keine große Freundin von Kosmetika.«

Sie glotzte mich mit großen Augen an. Also wirklich. Man sollte doch meinen, dass im Wellnessbereich tätige Menschen eine gewisse Sozialkompetenz haben müssten, aber sie war kaum besser als meine Kollegen im Büro.

Sie schob das Papierhöschen zu einer Seite weg und bat mich, die Haut straff zu ziehen. Dann strich sie mir mit einem Spatel warmes Wachs auf den Schamhügel und drückte einen Stoffstreifen darauf, fasste ihn an einem Ende mit den Fingern und zog ihn mit einer einzigen, blitzschnellen, in ihrem Schmerz exquisiten Bewegung wieder ab.

»*Morituri te salutant*«, hauchte ich und spürte, wie mir Tränen in die Augen schossen. In Situationen wie diesen ist das stets das Motto meiner Wahl, und bislang hat es mich noch immer aufzuheitern vermocht. Ich versuchte, mich aufzusetzen, wurde von Kayla aber mit sanftem Nachdruck zurück auf die Liege befördert.

»Tut mir leid, wir haben noch ein bisschen was vor uns«, sagte sie und klang geradezu vergnügt.

Also legte ich mich wieder hin und schickte mich ins Unvermeidliche. Dazu muss man wissen, dass Schmerzen eine meiner leichteren Übungen sind, Schmerz ist mir vertraut. Ich zog mich in das kleine weiße Zimmer in meinem Kopf zurück, das watteweich und wolkenweiß ist, die Luft lau und von einem hellen Zuckermandelrosa, erfüllt von leiser, lieblicher Musik. Heute war es *Top of the World* von den Carpenters. Karen Carpenters schöne Stimme, so tröstlich und beseelt, so freundlich und voller Liebe ...

Kayla machte derweil weiter. Zwischendurch gab sie mir ein paar Anweisungen, bat mich, die Knie zu spreizen und die Fersen aneinanderzudrücken. Wie Froschschenkel, bemerkte ich, aber sie ging nicht darauf ein, war völlig versunken in ihre Arbeit. Sie riss mir die Haare wortwörtlich unter dem Hintern weg; ich wäre nicht mal im Traum darauf gekommen, dass derlei möglich ist. Als sie damit fertig war, sollte ich mich wieder normal hinlegen. Sie zog mir das Papierhöschen herunter, strich Wachs auf die noch verbliebenen Haare und riss sie mit einem Schwung aus.

»So, geschafft«, sagte sie, streifte sich die Handschuhe ab und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Das sieht doch gleich viel besser aus!«

Sie reichte mir einen Handspiegel, damit ich mich in Augenschein nehmen konnte. »Aber das ist ja völlig kahl!«, rief ich entsetzt.

»Das ist ein Brazilian Hollywood«, sagte sie. »Genau das, was Sie wollten.«

Meine Hände krampften sich zusammen, und ich schüttelte den Kopf. Ich war mit der Absicht hergekommen, mich in eine normale Durchschnittsfrau zu verwandeln, stattdessen sah ich jetzt aus wie ein Kind!

»Kayla«, begann ich und konnte es noch immer kaum fassen, in welcher Situation sie mich gebracht hatte, »ich weiß kaum, was ich sagen soll. Der Mann, an dem ich

interessiert bin, ist ein *ganz normaler* erwachsener Mann, der *ganz normale* Beziehungen zu erwachsenen Frauen unterhält. Oder wollen Sie vielleicht andeuten, er könnte pädophile Neigungen haben? Wie können Sie es wagen!«

Ihre Augenbrauen schnellten in die Höhe. Jetzt reichte es mir endgültig!

»Wenn Sie nun bitte gehen würden, damit ich mich in Ruhe anziehen kann«, sagte ich und wandte mich ab.

Nachdem sie endlich weg war, stieg ich von der Liege herunter und schlüpfte in meine Hose. Mein einziger Trost war, dass die Haare vermutlich nachgewachsen wären, ehe der Musiker und ich das erste Mal intim wurden. Ich ging die Treppe hinauf und zahlte. Trinkgeld gab ich keines.

Nach meiner Rückkehr ins Büro funktionierte mein Computer noch immer nicht. Vorsichtig, ganz vorsichtig setzte ich mich hin und versuchte erneut Raymond von der IT zu erreichen, wurde aber sofort auf die Mailbox mit der albernen Ansage geleitet. Ich beschloss, nach oben zu gehen und ihn direkt aufzusuchen. Jemandem, der solchen Unsinn auf seine Mailbox sprach, war es durchaus zuzutrauen, Däumchen drehend neben einem klingelnden Telefon zu sitzen und einfach nicht dranzugehen. Ich wollte gerade aufstehen, als ich einen Mann auf meinen Schreibtisch zukommen sah. Er war nur minimal größer als ich, trug grüne Turnschuhe, eine schlecht sitzende Jeans und ein T-Shirt mit einem Zeichentrickhund darauf, der auf dem Dach seiner Hundehütte lag. Hund und T-Shirt spannten sich über seinem Bauch. Sein Gesicht war nicht rasiert und voller blonder Bartstoppeln, sein aschblondes Haar etwas zu lang in dem Versuch, seinen Glatzenansatz zu kaschieren. Seine Haut glänzte drall und rosig.

Schweinchen, war mein erster Gedanke.

»Äh ... Oliphant?«, fragte er.

»Ja, Eleanor Oliphant, das bin ich«, erwiderte ich.